

Was sich in Südindien ereignet hat, bedeutet für all unsere Mutterkirchen die Notwendigkeit, Entscheidungen zu treffen. Wenn es keine Antwort von seiten der Mutterkirchen erzwingt, so ist das Ziel nicht erreicht, wie glücklich wir auch in Südindien vereinigt sein mögen.

Was auch geschehen mag, die „Basis“ der Kirchenvereinigung in Südindien hat sich als brauchbare Grundlage erwiesen. Dies ist aber jetzt nicht die Frage, um die es geht. Die Frage, um die es geht, ist vielmehr die, ob andere gewillt sind, dies anzuerkennen und die Konsequenzen zu ziehen oder nicht. Für unsere nicht-anglikanischen Brüder wirft unser Bestehen unvermeidlich ganz scharf die Frage des Episkopats und der sichtbaren Einheit der Kirche auf. Für Anglikaner sind die Probleme andere, aber gleich dringlich. . . .

Ich spreche nicht ohne Scheu als einer, der in einer anderen als der anglikanischen Tradition großgeworden ist, und der nur durch unsere Gemeinschaft in Südindien etwas von den Reichtümern des anglikanischen Erbes kennenlernt. Mir erscheint es als richtig, daß die Anglikaner ängstlich darum besorgt sind, ohne Kompromiß die bischöfliche Sukzession von den apostolischen Zeiten her mit alledem, was ihre Erhaltung mit sich gebracht hat, festzuhalten, und als richtig erscheint mir darum auch, daß sie den Ernst der Frage empfinden, die Südindien an sie stellt.

Aber ist nicht, wie so oft in der Geschichte des Volkes Gottes, die Frage genau genommen die, ob die Sukzession als Prinzip der Ausschließung verwandt werden darf, um alle diejenigen, die sie nicht haben, als nicht der Kirche angehörig zu behandeln, oder ob sie als das göttliche Gnadengeschenk hinzunehmen ist, das mit Seinem ganzen Volk geteilt und so zum Brennpunkt eines wahrhaft reformatorischen und evangelikalen Katholizismus gemacht werden muß, in den alle, die Christus angehören, all das einbringen können, was sie über Ihn in der Zeit ihres Sonderlebens gelernt haben. . . .

Zum Generalthema von Evanston

Der 2. Bericht des Ausschusses für das Generalthema (vgl. Ök. Rundschau 1/53, S. 11 ff.) hat in allen Kirchen eine wesentlich freundlichere Aufnahme gefunden als der des Jahres 1951 (vgl. Ök. Rundschau 2/52). Dies gilt auch für die amerikanischen wie für die Jungen Kirchen, die sich gegenüber dem ersten Bericht besonders kritisch verhielten (vgl. Ök. Rundschau 3/52, S. 82 ff.). Man erkennt insbesondere an, daß „der zweite Bericht im Gegensatz zum ersten klare und dynamische Aussagen über die Bedeutung der christlichen Hoffnung für die Probleme der heutigen Gesellschaft bringt“.

Ja, gerade an diesem Punkte setzt die

amerikanische Kritik ein, die sich vor allem auf das IV. Kapitel des 2. Berichts (Ök. Rundschau 1/53, S. 22 ff.) bezieht und sozusagen feststellt, daß hier nunmehr über das Ziel hinausgeschossen wird. Am klarsten spricht diese Bedenken Prof. Gustaf Wingren-Lund in seinem Bericht über den Verlauf der 2. Tagung des Ausschusses für das Generalthema („Kristen Gemenskap“ 4/1952) aus:

„Der theologisch am meisten anfechtbare Teil des Berichtes von 1952 ist das IV. Kapitel (The Ecumenical Review, S. 94—98). Innerhalb der Kommission wurden von Anfang an ziemlich zweifelhafte Überlegungen über ‚die große Hoffnung

und die kleinen Hoffnungen' angestellt. Diese Überlegungen beabsichtigten, die Kluft zwischen dem Akzent auf der Eschatologie einerseits und dem Interesse für die gegenwärtige Gesellschaft andererseits zu überbrücken. Die große, absolute Hoffnung schließt nicht kleine, relative Erwartungen aus, z. B. auf sozialen Fortschritt, bessere internationale Beziehungen usw. Das ist an und für sich natürlich, wahr und richtig. Das Unglück war nur dies, daß man diese 'kleineren Hoffnungen' direkt aus der großen Hoffnung auf Christi Parusie ableiten wollte, wie auch — vor allem — dies, daß diese dem Neuen Testament fremde Ableitungskunst die ganze Frage nach der Beziehung zwischen Zukunft und Gegenwart in ihre Obhut nahm und verschob. Die wesentliche Beziehung zwischen diesen beiden liegt unbezweifelbar auf einer anderen Ebene: Durch den Glauben hat der Christ schon teil am Himmelreich, durch die Werke und die Liebe zum Nächsten geht der Christ dann hinaus in das irdische Reich, in die Gesellschaft, in den Beruf. Wenn man vom Jetzt und von der Gesellschaft spricht, soll man in erster Linie von Werken und von Arbeit sprechen, nicht von 'kleinen Hoffnungen'. Aber in dem gegenwärtigen Dokument von 1952 zeichnet man sich an diesem Punkt in einer equilibristischen Ableitung aus: Ein großer Friede in Christus spiegelt sich in einem irdischen Frieden ab, auf den man mit einer relativen, nicht einer absoluten Hoffnung hoffen kann; eine große Freiheit in Christus spiegelt sich in äußeren Freiheiten in der Gesellschaft ab, usw. Man braucht nicht viel von der europäischen, barthianisch beeinflussten Theologie in Europa gelesen zu haben, um ähnliche Konstruktionen wiederzuerkennen. Dahinter liegt eine platonisierende Theologie und eine doketische Christologie. Man macht nicht Ernst damit, daß Gott der Gott der Tat und der Geschichte ist. Deshalb erhalten die Werke des Menschen im Beruf auf Erden keinen zentralen Platz im System."

Es fehlt auch nicht an kritischen Bemerkungen darüber, daß das jetzt vorliegende

Dokument noch immer „die Sprache einer Eschatologie spricht, die hauptsächlich in biblischer Apokalyptik wurzelt“ (Prof. Georgia Harkness in „Christian Century“ vom 14. 1. 1953). Ja, dieselbe Kritikerin kann sagen — und sie spricht damit nur aus, was für das Denken breiter Schichten vielleicht nicht nur in den amerikanischen Kirchen charakteristisch ist —: Nur wenige amerikanische Christen würden die Wahrheit und höchste Wichtigkeit des „ersten“ und des „sich fortsetzenden“ Kommens Christi bestreiten. Viele aber sind gezwungen, es zu bezweifeln, daß ein „zweites“ Kommen für die Hoffnung des Christen auf Christi letzten Triumph wesentlich ist, oder daß eine umfassende und geschichtliche Behandlung des neutestamentlichen Befunds diesen Glauben rechtfertigt.

Sie macht auch darauf aufmerksam, daß die Anschauung des 2. Berichts vom Reich Gottes zu eng sei, die Gleichnisse vom Sauerteig und vom Senfkorn seien genau so echt wie irgendein eschatologischer Abschnitt. „Hat der Ausschuß zu viel Angst vor einer Lehre stufenweiser Entwicklung, des Fortschritts oder des Wachstums gehabt, als daß er bemerkt hätte, Sauerteig und Senfkorn seien auch Schlüssel zum Wesen unserer Hoffnung in Christus?“

Schließlich wird mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß „jene Seite der christlichen Hoffnung und Eschatologie, die jeden Einzelnen bewegt, wo er lebt und stirbt“, in dem Dokument des Themausschusses kaum erwähnt wird. „Aber nennt es, wie ihr wollt, Auferstehung oder Unsterblichkeit oder noch umfassender ewiges Leben, dies ist unweigerlich für die meisten Christen die vornehmste eschatologische Frage.“ ... Auch der Deutsche Ökumenische Studienausschuß hat sich dahin ausgesprochen, daß die bisherige Arbeit am Generalthema von Evanston hier eine Lücke aufweist, die der Ausfüllung bedarf.

Prof. Otto Piper von Princeton Seminary meint, daß der Bericht es sich mit der Abwehr der Apokalyptik zu leicht mache.

„Seit der Zeit des Montanus haben die offiziellen Kirchenführer Furcht vor einer

„schwärmerischen“ Art christlicher Hoffnung und einer übertriebenen Betonung der umwandelnden Wirkung gehabt, die der Heilige Geist in der Geschichte fertig bringen soll. Aber folgt aus der Tatsache, daß Theologieprofessoren und Kirchenführer gewöhnlich gesetzte Leute sind, daß in der Kirche Christi kein Platz für stürmischere Offenbarungen des Geistes Gottes ist? Oder, um es konkreter auszudrücken: Soll sich unsere Diskussion über die christliche Hoffnung auf das Axiom gründen, daß wir von unserem Herrn zwischen Seiner Auferstehung und Wiederkehr keine wesentlich neuen Taten erwarten dürfen? Hätten alle Christen dieses Axiom angenommen, dann würde die Kirchengeschichte keine missionarische Ausbreitung, keine Offenbarungen überströmender Barmherzigkeit und Liebe, keine duftenden Blüten der Mystik, keine unwiderstehlichen Beispiele sozialen Wiederaufbaues zeigen.“ (Christian Century vom 25. 2. 1953.)

Er fürchtet, daß hinter dem ganzen Bericht ein Begriff ökumenischer Theologie stehe, „dessen Grundlage Gläubigkeit ist, d. h. die Anschauung, daß theologische Sätze nur der unvollkommene und stammelnde menschliche Versuch sind, dem Unausprechlichen Ausdruck zu verleihen“. Das erscheint ihm bedenklich; besser sei es, die theologischen Unterschiede klar herauszuarbeiten und das auch in Evanston offen auszusprechen. „Keine Übereinstimmung ist zu erreichen, wenn wir unsere Unterschiede unbeachtet lassen.“ „Es kann sein, der Geist Gottes bewegt trotz unserer Spaltungen die Konferenz so mächtig, daß ein vereintes Zeugnis der Hoffnung und Zuversicht im Blick auf die Zukunft spontan zustande kommt.“

Prof. Paul Devanandan schreibt in „Ecumenical Review“ V, 3 u. a.: „Noch immer kommen Mißverständnisse auf Rechnung mangelnder Betonung der Notwendigkeit christlichen Handelns. Der Ausschuß war sich dessen bewußt, daß sein erster Bericht den Eindruck erweckt hatte, als werde hier das Wesen christlicher Hoffnung in einer Weise gesehen, die für den Christen keinen

Zwang zu prophetischem Dienst verständigen Handelns in einer Welt bedeutete, in der sich so vielerlei Böses austobt. Unsere irdische Berufung zum Christsein, zum wandernden Gottesvolk, zu Menschen, die keine bleibende Statt haben, sondern die zukünftige suchen, entlastet uns nicht von der aktiven Verantwortung in der Welt und für die Welt. Vielleicht sollte über diese noch immer lebendige Kritik, es müsse die christliche Verantwortung zum Handeln stärker betont werden, ernstlich nachgedacht werden. Eins der Ausschußmitglieder, Dr. Robert Calhoun, hat schon die Bemerkung gemacht, „diese Stücke, besonders soweit sie sich darum bemühen, die Bedeutung der christlichen Hoffnung für die Wirklichkeit des Gegenwartslebens darzustellen, müßten noch gründlicher durchgearbeitet werden“.

Ich zweifle nicht, daß dieser Punkt in dem endgültigen Bericht dieses Sommers besonders wichtig werden wird. . . . Eine weitere Erwägung, die die Aufmerksamkeit des Themausschusses bei der Arbeit am Schlußbericht beschäftigen muß, ist die Bedeutung des Generalthemas für das christliche Gebot der Weltmission . . . Der zweite Bericht enthält zwei deutliche Hinweise. Einer bezieht sich auf die Notwendigkeit der Arbeit für die Einheit der Kirche und ihre Verwirklichung. Dem missionarischen Beruf der Kirche treu sein würde heißen, ihrem Wesen als der einen, katholischen und apostolischen Gemeinschaft der Sünder treu sein, denen vergeben wurde. Die andere Feststellung ist der kühne Satz, die größte Aera in der Mission der Kirche liege noch vor uns. Dieser Ton leidenschaftlicher Erwartung bedeutet den Schlachtruf zu einem Kreuzzug. Er bedarf weiterer Erklärung. Diese wird sicherlich kommen. Wenn das geschehen ist, so werden wir uns bemühen, unser Nachdenken auf die lebenswichtigen Fragen zu konzentrieren, die durch das gegenwärtige Wiederaufleben alter nichtchristlicher Religionen auf der einen Seite und die kulturelle Renaissance der asiatischen Länder auf der anderen Seite aufgeworfen sind, wie sie

durch den Einfluß der neuen Welt auf die alte in einer Zeit herbeigeführt wurde, da beide Welten in Verwirrung und Auflösung

stehen. In einer solchen ist das Wort der Hoffnung in Christus Jesus besonders wichtig.“

Chronik

Zur Frage der „Basis“ des Ökumenischen Rates

Aus dem Protokoll der Sitzung des Zentralaussschusses in Lucknow (31. 12. 1952 bis 8. 1. 1953) entnehmen wir den Bericht eines vom Z.A. eingesetzten Unterausschusses, der zu drei von Mitgliedskirchen eingereichten Anträgen auf Abänderung der Basisformel Stellung zu nehmen hatte:

„Der Ökumenische Rat der Kirchen ist ein Instrument im Dienst an den Kirchen, das sie dazu in den Stand setzt, in ein brüderliches Gespräch miteinander einzutreten, auf den verschiedensten Gebieten zusammenzuarbeiten und zusammen vor der Welt ein Zeugnis abzulegen. Er ist keine neue Kirche (noch viel weniger eine Überkirche) und hat keine kirchenleitenden Funktionen.

Da der Rat den Wunsch hat, den Kirchen und der Welt klar zu machen, was er ist, was er tut und wer seine Mitglieder sind, hat er eine ‚Basis‘ angenommen. Der 1. Artikel seiner Verfassung formuliert diese Basis mit folgenden Worten: ‚Der Ökumenische Rat der Kirchen ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die Jesus Christus als Gott und Heiland anerkennen.‘ Diese Basis leistet einen dreifachen Dienst:

1. Sie kennzeichnet das **Wesen** der Gemeinschaft, die die Kirchen im Rat untereinander zu schaffen bestrebt sind. Denn diese Gemeinschaft hat als eine Gemeinschaft von Kirchen ihren eigenen und einzigartigen Charakter. Sie hat eine spezifische Quelle und eine spezifische Dynamik. Die Kirchen gehen eine Beziehung zueinander ein, weil es eine ein für allemal in Person und Werk ihres gemeinsamen Herrn gesetzte Einheit gibt, und weil der lebendige Herr sein Volk zusammenbringt.

2. Sie bietet den Orientierungspunkt für die Arbeit, die der Ökumenische Rat selbst unternimmt. Die ökumenischen Gespräche,

die im Ökumenischen Rat stattfinden, müssen einen Bezugspunkt haben. So muß auch die Tätigkeit des Rates einer letzten Maßstabsnorm unterworfen werden. Die Basis liefert diesen Maßstab.

3. Sie kennzeichnet die **Reichweite** der Gemeinschaft, die die Kirchen im Rat zu schaffen bemüht sind.

Die Annahme der Basis ist das grundsätzliche Kriterium, dem eine Kirche, die dem Rat beizutreten wünscht, entsprechen muß. Die Grenzen jeder Gemeinschaft werden durch ihr Wesen bestimmt. Indem sie sich zusammenschließen, suchen die Kirchen auf den Ruf und das Tun ihres göttlichen Herrn Antwort zu geben. Der Ökumenische Rat muß deshalb aus Kirchen bestehen, die den Herrn als die zweite Person der Dreieinigkeit anerkennen.

*

Die Basis ist zwar weniger als ein Bekenntnis, aber viel mehr als eine bloße Einigungsformel. Sie ist wirklich Basis in dem Sinn, daß Leben und Arbeit des Ökumenischen Rates auf ihr basieren. Und der Ökumenische Rat muß sich ständig fragen, ob er der Basis treu ist.

Jede Kirche, die dem Ökumenischen Rat beiträgt, muß deshalb ernstlich darüber nachdenken, ob sie an einer Gemeinschaft mit dieser ganz bestimmten Basis beteiligt zu sein wünscht. Auf der anderen Seite würde der Ökumenische Rat die Grenzen, die er sich selbst gesetzt hat, überschreiten, wollte er darauf aus sein, ein Urteil darüber abzugeben, ob eine bestimmte Kirche die Basis wirklich ernst nimmt. Es bleibt die Verantwortung jeder Kirche, selbst darüber zu entscheiden, ob sie die Basis des Rates aufrichtig annehmen kann.“

So lautete der von dem Zentralaussschuß angenommene Bericht eines Unterausschusses. Dazu gab dessen Vorsitzender, Dr. Douglas Horton - New York, folgende Erklärung ab: